

Lena Andersson  
Der gewöhnliche Mensch



Lena Andersson

# **Der gewöhnliche Mensch**

Roman

Aus dem Schwedischen  
von Antje Rávik Strubel

Luchterhand



ELSA



Gegen Ende des Jahres 1999 veröffentlichte eine Ethnologin der Universität Uppsala ein Inserat auf der Suche nach Personen, auf die sie ihre Forschung zur schwedischen Mentalitätsgeschichte der Moderne stützen könnte – und es wurde höchste Zeit, denn die Reihen lichteten sich.

Elsa Johansson war zum Zeitpunkt des Geschehens neunundzwanzig Jahre alt. Sie schrieb einen Brief an die Ethnologin und berichtete von ihrem Vater, einem pensionierten Handwerker, der der Tochter zufolge ein allzu ruhiges und zurückgezogenes Leben in Vällingby, nordwestlich von Stockholm, führte, wo keine seiner beträchtlichen Fähigkeiten mehr in Anspruch genommen wurde.

Der Vater sei für das Forschungsprojekt perfekt geeignet, schrieb sie, weil er von sich aus nie auf den Gedanken käme, sich dafür zu melden. »Ein solches Selbstverständnis würde ihn wahrscheinlich für das, was Sie vorhaben, disqualifizieren. Die Auswahl wäre verzerrt, wenn Sie nur Leute nehmen würden, die glauben, dass die Beschreibung auf sie passt.«

Elsa war Doktorandin der Linguistik, weshalb sie die methodischen Probleme der Forschung beschäftigten.

Nach drei Wochen kam eine Antwort der Ethnologin. Sie wollte Ragnar Johansson gern zu einem sondieren-

den Gespräch treffen. Erst da erzählte Elsa ihrem Vater davon. Er war unschlüssig und reagierte ablehnend, worauf Elsa jedoch gefasst war. Sie hatte sich bereits überlegt, wie sie sein Interesse wecken könnte, und erklärte, die Sache betreffe Schweden als ein ehemaliges Vorbild in der Welt. Es gehe um die heroische Vergangenheit des Landes, von der er ein kleiner, aber wichtiger Teil war.

»Wenn ich etwas dazu beitragen kann, ist das vielleicht eine gute Sache«, sagte der Vater. »Obwohl mir nicht klar ist, was ich sagen könnte, das eine Wissenschaftlerin nicht ohnehin schon weiß.«

Elsa schrieb der Ethnologin und schlug ein Treffen in der Konditorei Pallas in Vällingby vor. Die Konditorei gab es schon seit der Gründung von Vällingby 1954, als Menschen aus der ganzen Welt diesen Ort besucht hatten, um sich eine Vorstadt der Zukunft anzuschauen, die in der Gegenwart verwirklicht worden war, ausgedacht bis ins kleinste funktionale und elegante Detail samt der würdevollen Ausstrahlung, die das Gesamte auf den demokratischen Menschen hatte.

Elsa und Ragnar hatten in einer dunklen Ecke Platz genommen, als die Ethnologin drei Minuten nach der vereinbarten Zeit eintraf und sich suchend im Lokal umsah. Elsa hob den Arm, um auf sich aufmerksam zu machen.

»Vielleicht hatte die U-Bahn Verspätung«, sagte Ragnar und sah auf die Uhr. »Um diese Jahreszeit liegt Laub auf den Schienen.«

Die Ethnologin stand am Tresen und bestellte Café au

Lait und eine Hefeschnecke, die sie nach einem flüchtigen Blick auf die Backwaren willkürlich auszuwählen schien. Als sie endlich mit ihrem Tablett an den Tisch gehetzt kam, schwappte der Kaffee über, durchtränkte die Hefeschnecke und machte sie ungenießbar.

Ragnar erhob sich, hochgewachsen, aber mit krummem Rücken, und streckte die Hand zur Begrüßung aus.

»Ragnar Johansson.«

Elsa hoffte, die Ethnologin wäre aufmerksam genug, um die kleinen, aber wesentlichen Dinge zu bemerken; dass etwas außerordentlich Bestimmtes und Zupackendes in der Art lag, wie er seinen Namen aussprach, die Bekundung von etwas Unbestreitbarem, das dennoch verteidigt werden musste, aber auch, wie er sie per Handschlag begrüßte. Er hatte Hände, wie sie nur die handwerklich Geschickten besaßen, der Daumen so weit vom Ansatz des Zeigefingers entfernt, dass die Handfläche eine perfekte runde Schale bildete.

Elsa war nicht ganz sicher, ob die Ethnologin sah, was sie sehen sollte. Sie wirkte unvorbereitet und kramte in ihrer Umhängetasche auf der Suche nach Notizbuch und Stift.

Vor Ragnar lag ein Baiser. Zu jenem kehrte er, kaum hatte er sich wieder gesetzt, zurück, und zwar mit einer Konzentration und einem Eifer, wie man sie selten an einem Erwachsenen einem Gebäck gegenüber sieht.

»Ich hätte pünktlicher sein müssen«, sagte die Ethnologin mit unglücklicher Miene. »Sie hätten doch nicht selbst für Kaffee und Kuchen bezahlen sollen.«

Zum zweiten Mal begegnete sie Ragnar Johanssons Blick, den nicht die kleinste Berechnung trübte.

»Würde das die Universität Stockholm in so einem Fall bezahlen?«

»Die Universität Uppsala.«

»Dann sind das also Steuergelder.«

Das war eher eine dankbare Feststellung als eine Frage.

»Warum sollten die Steuerzahler gerade heute für meinen Kuchen aufkommen?«

Er klang ernsthaft verwundert, als sei er mit einem Problem konfrontiert, zu dessen Lösung er Hilfe benötigte.

Die Ethnologin wirkte ratlos.

»Kommen Sie jeden Tag hierher?«, fragte sie.

»Nein.«

Ragnar befand sich jetzt im letzten Drittel des Baisers, das er ebenso sorgfältig aß wie die beiden anderen Teile.

»Kaffee trinke ich allerdings schon jeden Tag.«

Er sprach zögernd, in einem Tonfall, der zugleich völliges Desinteresse auszudrücken schien. Die Ethnologin, dachte Elsa, während sie dort saß, konnte unmöglich wissen, dass die Langsamkeit daher rührte, dass Ragnar Johansson die ganze Zeit das, was er sagte, einer inneren Wahrheitskontrolle unterzog, damit ihm ja nichts schlecht Durchdachtes, Falsches oder Unlogisches über die Lippen kam.

Als er das Gebäck in kleinen Bissen aß, hielt er die linke hohle Hand unter den Teelöffel, den die rechte Hand zum Mund führte. Nach jedem Bissen trank er

einen Schluck vom schwarzen Filterkaffee. Nichts Ungefährtes war an seinem Kuchenessen und Kaffeetrinken, nur Systematik und Genuss in sonderbarer Eintracht.

Die Ethnologin hatte bislang erst einmal achtlos von ihrer aufgeweichten Hefeschnecke abgebissen.

»Haben Sie die Mürbeteigschnecke genommen?«, fragte Elsa.

Die Ethnologin schaute auf ihr Gebäck und drehte es herum, als stünde der Name dort geschrieben.

»Ja, vielleicht, ich weiß nicht. Ich habe genommen, was gut aussah.«

»Ja«, sagte Ragnar Johansson zu sich selbst. »Das ist das Gute an Mürbeteigschnecken. Sie haben quasi eine krümelige Konsistenz.«

»Eigentlich mehr Plunder als Schnecke«, sagte Elsa. »Oder wie ein Zwischending zwischen Plunder und normaler Hefeschnecke.«

Ragnar nickte und fügte hinzu: »Plunder hat allerdings viel Fett. Das ist nicht gut.«

»Muss man das so stark klassifizieren?«, fragte die Ethnologin erstaunt und machte sich eine Notiz.

»Man muss wissen, was man isst«, erwiderte Ragnar.

»Die Fähigkeit zu unterscheiden, abzugrenzen, zu ordnen und zu differenzieren ist das, was alle Expertise verbindet«, warf Elsa mit einem kleinen, vielsagenden und leicht ironischen Lachen ein, wohl wissend, dass diese Auffassung in den akademischen Kreisen umstritten war, denen sowohl sie als auch die Ethnologin angehörten.

Dann trug die Wissenschaftlerin ihr Anliegen vor. Sie wollte über das schwedische Volksheim des 20. Jahrhunderts schreiben als Feld von Mentalisierungsprozessen und sozialer Mobilität. Bislang handelte es sich noch um eine Pilotstudie, Forschungsmittel waren nicht garantiert.

Ragnar warf einen arglosen Blick hinaus zum Marktplatz von Vällingby.

»Das scheint kompliziert«, sagte er und klang, als ob er mit diesem Leben abgeschlossen hätte.

Die Wissenschaftlerin erklärte, dass das, wonach sie suchte, noch vage war, aber in ihrem Inneren scharf umrissen. Als Wissenschaftlerin dürfe sie keine Metaphysikerin sein, sagte sie, die harte Empirie sei das einzig Taugliche, gleichzeitig müsse sie sich jedoch auf ihre Intuition verlassen, um etwas zu haben, worauf sie ihre Empirie bauen konnte, und sie wusste, dass das, was sie suchte, in irgendeinem relevanten Sinne des Wortes existierte und dass es wichtig war.

Ragnar sah sie an und sagte höflich, aber reserviert, dass er bei solch schwierigen Dingen leider bestimmt nicht aushelfen könne.

»Wie oft am Tag trinken Sie Kaffee?«

Die Frage wurde wie ein Angelhaken ausgeworfen, aufs Geratewohl und ohne Hoffnung auf einen besonderen Fang, aber Ragnar machte exakte Angaben:

»Dreimal. Um zehn Uhr morgens, um zwei Uhr mittags und abends, bevor ich ins Bett gehe.«

»Jeden Tag?«

»Mit Gebäck«, sagte Elsa, »immer mit Gebäck.«

»Na ja, ein bisschen Kuchen darf es schon sein.«

»Können Sie schlafen, wenn Sie direkt vor dem Zubettgehen Kaffee trinken?«

»Mit dem Schlafen hatte ich noch nie Probleme.«

»Er kann nicht ohne Kaffee schlafen«, sagte Elsa.  
»Bitterer Filterkaffee, der den ganzen Tag warm gehalten wurde.«

»An meinem Kaffee ist nichts auszusetzen. Heutzutage werden so furchtbar viele seltsame Sachen mit Kaffee gemacht. Es spritzt und zischt und braust und dröhnt, dass man gar nicht mehr hört, was die Leute sagen. Er schmeckt auch nicht besser, und man hat immer zu wenig in der Tasse.«

Elsa erwähnte der Ethnologin gegenüber, dass sie, wenn sie über dieses Thema schreiben wolle, nicht übersehen dürfe, welche Bedeutung das Nüchternsein für die bäuerlich geprägte schwedische Kaffeekultur habe.

»Dort, wo Angst vor den Auswirkungen starker alkoholischer Getränke auf die Arbeitsleistung herrscht, müssen Entspannung und Glück aus anderen Quellen kommen. So entstand die Tradition des Kaffeetrinkens mit sieben Sorten Gebäck.«

»Glauben Sie wirklich?«, sagte die Ethnologin nachdenklich.

Es war offensichtlich, dass sie sich in dieser Beschreibung nicht im Geringsten wiedererkannte. Wahrscheinlich hatte es dort, wo sie herkam, andere Gewohnheiten gegeben, dachte Elsa, waren Kaffee und Kuchen kein

Ritual, und zum Essen trank man Rotwein, und nach dem Essen gönnte man sich einen Espresso und eine Praline mit hohem Kakaogehalt, so wie Elsa mittlerweile auch.

»Ja, das glaube ich tatsächlich.«

Ragnar Johansson saß in Gedanken versunken da, eine Hand im Schoß, die andere auf dem Tisch. Das ließ ihn ein bisschen linkisch aussehen.

Elsa war es, die Ragnar anrief und ihm erzählte, dass aus dem geplanten Forschungsprojekt der Ethnologin nichts werden würde.

Er hatte das Treffen bei Pallas mittlerweile so gut wie vergessen, die Sache war ihm egal. Als er der Form halber dennoch nach dem Grund fragte, sagte Elsa, das sei ziemlich schwer zu erklären.

»Es gibt eine lange und eine kurze Antwort. Die lange ist, dass die Ethnologin von ihrer Doktormutter schon von Anfang an dafür kritisiert wurde, in der sogenannten Wirklichkeit außerhalb der Diskurse nach Essenziellem zu suchen und es zu reproduzieren.«

»Das klingt kompliziert. Was bedeutet das?«

»Das Volksheim zum Beispiel, das sie als eine Art mentalen Zustand beschreiben und wofür sie dich als Beispiel haben will ...«

»Ja?«

»Das gibt es nicht. Das Volksheim gibt es nicht.«

Ragnar räusperte sich mehrere Male.

»Auf welche Weise gibt es das nicht?«

»Auf die Weise, dass es eine Konstruktion ist.«

»Ach so. Ja.«

»Außerdem sagte sie, dass sie alles in allem zu der Erkenntnis gekommen sei, Ragnar Johansson, sprich du, besitze nicht wirklich das, was von der zeitgenössischen Forschung auf ihrem Gebiet erwartet werde.«

»Das habe ich doch die ganze Zeit gesagt. Habe ich das nicht von Anfang an gesagt?«

»Doch. Und deshalb widmet sie sich jetzt stattdessen einem Aufsatz darüber, wie, ich zitiere, ›die schwächsten Bürger des sogenannten *Volksheimes* in den parlamentarischen Gesetzesentwürfen der Jahre 1932–1945 und 1969–1986 als Abweichler und Unnormale dargestellt wurden‹.«

»Das wird sicher gut«, sagte Ragnar.

»Jedenfalls gibt es dafür bestimmt Fördermittel. Und jede Menge Aufmerksamkeit.«

»Du weißt, dass das, wovon du redest, für mich viel zu kompliziert ist, Elsa. Alles, womit du dich beschäftigst. Wie lautete die kurze Antwort?«

Elsa überlegte.

»Dass du zu normal bist.«

»Das ist gut«, sagte Ragnar. »Dann bin ich zufrieden.«



RAGNAR



# I

Dies ist die Geschichte eines schwedischen Menschen des 20. Jahrhunderts. Ein Mann ohne Risse, aber mit einer großen Kluft und insofern genau wie die Gesellschaft, der er angehörte und die er formte.

Ragnar Johansson war schwedisch, und er war der Schwede schlechthin. Elsa hatte das einmal zu ihm gesagt, und er wusste, dass das kein Lob war. Für Schweden war es lächerlich, schwedisch zu sein, so viel hatte er verstanden. Der Schwede war ein Bauerntöpel von bodenständiger Einfalt. Die, die sich über den Schweden äußerten, betrachteten sich selbst als nicht dazugehörig, sondern befanden sich weit oberhalb in den dünnen Luftschichten der Abstraktionen, wo sie zwar Ragnars Muttersprache sprachen, sie aber meistens dafür verwendeten, einfacheren Gemütern zu vermitteln, wie einfach sie waren, was sie alles falsch sahen und falsch machten.

Ragnars Mutter Svea hieß mit Mädchennamen Svensson. Sven war der Name ihres Bruders. Weil das Normale eine Tugend war, dachte Ragnar nicht daran, sich dafür zu entschuldigen, dass seine Familie mütterlicherseits so klang, als entstammte sie einem Lesebuch der Volksschule.

Sven und Svea Svensson wurden im Svea-Reich geboren, dort lebten und starben sie. Als Kinder lebten sie

in Götaland, als Erwachsene und Alte in Svealand. Ihre Eltern hießen Johannes und Linnéa.

Nachdem die beiden Geschwister die fünfjährige Volksschule in Glömminge auf Öland absolviert hatten, verdingten sie sich als Knecht und Magd auf je einem Bauernhof in der Gegend. Als Svea neunzehn war und Sven einundzwanzig, fuhren sie gemeinsam in die Hauptstadt auf der Suche nach Arbeit. Sven wurde Maurer, Svea kümmerte sich um den Haushalt dreier gut betuchter Schwestern in Östermalm, die gemeinsam in einer Wohnung im Narvavägen wohnten.

Svea war nett, zuverlässig und anständig und innerhalb weniger Jahre mit Gunnar Johansson verheiratet, dem Besitzer eines kleinen Fuhrgeschäfts. Auch Sven verbesserte sich durch seine Heirat mit einer Frau aus einer Bauernfamilie in Ångermanland. Sie hieß Märit und hatte an einer Schiefheit des Mundes zu tragen, die dank des Sinnes der Natur für Proportionen mit einem leichten Hinken korrespondierte. Außerdem ließ ihr Verhalten eine beißende Schärfe ahnen, die mit nichts korrespondierte, abgesehen von einer großen Unzufriedenheit, weshalb sich standesgemäße Freier andere Kandidatinnen suchten. Märit Linck musste sich mit Sven Svensson zufriedengeben, der in der Gewerkschaft aktiv war und Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

Das Bauernmädchen begriff, dass sie sich aufgrund ihrer angeborenen Verkrümmungen den Umständen zu fügen hatte, wurde aber von den Armeleutemanieren und

der unbeholfenen Art ihres Mannes so geplagt, dass sie Sven nie vergessen ließ, wer von ihnen unter seinem Stand geheiratet hatte. Ihr ganzes Leben wohnten die beiden in einer Einzimmerwohnung in Abrahamsberg mit einer Küche, die so klein war, dass sie kaum gemeinsam darin sitzen und essen konnten. Sven war es, der stehen musste. Sooft es ging, fuhr er nach Hause zu seiner Schwester Svea in Birkastan und aß ölandische Kartoffelklöße. Sie hatte so viele Kartoffelklöße gekocht, wie sie Kartoffeln hatte quetschen können, und so aßen sie und redeten über Dinge, an die nur sie sich erinnerten.

Als Svea bei der Hochzeit mit Gunnar den Namen Svensson gegen Johansson eintauschte, geschah das ohne Wehmut. Ihr gemeinsamer Sohn, Gegenstand dieser Geschichte, kam im Jahr darauf zur Welt, dem Jahr Null in der schwedischen Geschichte, dem Jahr, in dem die Sozialdemokratie die Macht im Land übernahm und vom Protestantismus den umfassenden Mantel der Fürsorge, Strenge und des Strebens nach individueller und kollektiver Selbstgeißelung, um sich daraufhin vierundvierzig Jahre lang ununterbrochen an der Macht zu halten und Schweden grundlegend zu verändern.

Johanssons kleines Fuhrgeschäft lief gut, und Svea und Gunnar schindeten sich von früh bis spät. An Sonntagen konnten sie es ruhiger angehen, aber die Pferde mussten an jedem Tag der Woche versorgt werden, weshalb sie auch dann nicht wirklich zur Ruhe kamen. Ständig gab es die Angst vor der Armut, aber es kam vor, dass Gun-

nar besonders ehrenvolle Aufträge erhielt, die die Tage schimmern ließen – wie das eine Mal, als er sich zum Besuch des norwegischen Premierministers bei Per Albin Hansson um die Schneeräumung vor dem Regierungsgebäude kümmern durfte. Da konnte Gunnar sogar mit einem Bild in der Stockholmer Tageszeitung aufwarten.

Sveas Gatte war ein vergnügter Mann, zufrieden mit dem Leben und seinem Platz darin. Er wollte nur sein bescheidenes Geschäft betreiben, um die Familie versorgen zu können. Für kurze Zeit hatten sie zwei Jungen. Der Erstgeborene, der den Namen Ture erhielt, war schwach und kränklich und starb im Alter von zwei Jahren, als Ragnar gerade geboren war. Ragnar hingegen war gesund und kräftig, schon bei der Geburt wog er fünf Kilo.

An Sonntagen durfte Mutter Svea bis um sieben Uhr ausschlafen und hatte genug Zeit, ihren Morgenkaffee zu trinken und sich über das eine oder andere Gedanken zu machen, ehe die alte Wanduhr schlug und sie sich für den Gottesdienst um elf Uhr fein machte.

Zur Kirche ging sie allein, denn Gunnar war ein Gottesleugner.

Als Ragnar und das Volksheim sieben Jahre alt waren, brach in Europa der Krieg aus. In derselben Woche kam er in die erste Klasse der Matthäus-Schule, benannt nach dem Evangelisten. Mutter Svea erklärte ihrem Sohn, es sei eine Gnade, zur Schule gehen zu dürfen, weshalb er sich, auch wenn es schwierig war, nie beklagen sollte.

In der Kleinenschule wählte Ragnars Lehrerin Fräulein Aronsson ihn einmal dazu aus, auf ihre Brotbüchse aufzupassen, in der dünne Pfannkuchen lagen, während sie das Klassenzimmer wegen einer Erledigung verließ. Voller Unbehagen und schlimmer Ahnungen legte er die Brotbüchse vor sich auf einen der Heizkörper unter den hohen Fenstern. Die Heizung war oben rund, und die Büchse fiel zu Boden, der Deckel sprang auf, und die Pfannkuchen vermischten sich mit Sand und Staub. Wie versteinert stand er da, das Gesicht wurde heiß, der Körper taub und steif. Während er die jämmerlichen Stücke aufsammelte, versuchte er nachzudenken und hatte die Idee, nach Hause zu Mutter Svea zu eilen und sie zu bitten, neue Pfannkuchen zu backen. Aber bis dahin wäre Fräulein Aronsson längst wieder zurück.

Er sah das gemeine Lachen der anderen Jungen. In ihren Gesichtern war kein Mitgefühl, nur Freude über

die Unterbrechung der Monotonie und die Erleichterung darüber, dass jemand anderes schuld war.

Fräulein Aronsson hätte wissen müssen, wie geschlagen man als Auserwählter war, dachte Ragnar und würde nie mehr aufhören, so zu denken. Sie hatte ihn über die Menge erhoben und gesagt, er wäre es würdig, auf ihre Pfannkuchen aufzupassen.

Für seinen Ordnungssinn mit Scham und Schrecken zu bezahlen, ergab keinen Sinn, aber so war es. Sich hervorzutun, war zu kostspielig, man wurde mit Dingen betraut, die man nicht bewältigte. War man hingegen einfach normal und verschmolz mit der Menge, konnte man nichts falsch machen, dachte er.

Es war die Ursache der Scham, die es loszuwerden galt. Die Auserwähltheit. Die Abweichung. Das Besondere.

In der Grundschule hatte Ragnar einen Kameraden, der Ingvar hieß und dessen Vater Ingenieur war. Ingvar war knochig und mager und wusste von Anfang an, dass er später auf die Realschule gehen wollte. Er ging nie raus, um mit den anderen Fußball oder Eishockey zu spielen, obwohl sie ihn darum baten, damit sie zwei Mannschaften bilden konnten. Wie zu erwarten, trug Ingvar schon in der Kleinenschule eine Brille, während Ragnar ein ausgezeichnetes Sehvermögen besaß und eine gut entwickelte Muskulatur unter der dünnen Schicht Fettgewebe.

Auf dem Eis des Karlbergsees hatten die Jungen eigenhändig ein Viereck freigeschoben, auf dem sie nach der

Schule Eishockey spielten, während Ingvar drinnen saß und las. Ständig saß er drinnen und las. Ragnar wusste, dass die Realschule nichts für ihn war. Sie war für die Schmächtigen, die ständig erkältet waren und einen Ingenieur zum Vater hatten. Sie war für eine andere Art Mensch gedacht, für die studierende Art, denen ein Körper fehlte und die deshalb nichts dagegen hatten, ihn nie im Spiel einzusetzen. Ihre Körper waren vom Kopf abwärts nur stützende Materie, die sie mit der Erde verband, damit sie nicht davonwehten.

Mutter Svea war kräftig, mit einem großen Busen, und Gunnar war wie ein Baumstumpf mit einem zusätzlichen Bauch, während Ingvars Eltern klein und trocken wie Zunder waren, sodass man Angst haben musste, sie könnten einem Streichholz zu nahe kommen.

Das hatte nicht Ragnar gesagt, sondern ein fröhreifer Schulkamerad. Ragnar dachte sich nie irgendwelche gemeinen Witze aus, fand sie aber lustig, wenn er sie hörte.

»Wo kämen wir hin, wenn alle studieren würden?«, pflegte sein Vater Gunnar zu sagen. »Wer soll dann arbeiten?«

Ragnar leuchtete das ein. Er wollte schon nach der siebten Klasse auf die Berufsschule wechseln, aber Mutter Svea zwang ihn, noch ein weiteres Jahr zu lernen. Er sollte so lange zur Schule gehen, wie er konnte, länger als sie, die so gern mehr als nur fünf Jahre Unterricht gehabt hätte.

Ragnar kannte niemanden, der Größe besessen hätte. Ein paar jüngere Burschen aus Birkastan waren zwar

Sportjournalisten im schwedischen Radio geworden, und manchmal fragte er sich, was sie an sich hatten, das ihm fehlte, doch wirkliche Größe besaß niemand, den er kannte. Von Größe zu träumen, hieß, das Normale für untauglich zu erklären, und das wollte er nicht. Aber im Winter spielte er Eishockey und wurde für zwei Wettkämpfe der Juniorennationalmannschaft ausgewählt, und im Fußball fasste er die Allsvenskan, die zweite Bundesliga, ins Auge. Eines Sommers lieh ihn der Klub seines Viertels, dem er angehörte, an die AIK-Junioren aus. Es sah vielversprechend aus. Viele glaubten, er könnte es auf dem Mittelfeld weit bringen mit seinem Rechtsfuß, seiner Stärke in der Verteidigung, seinem Überblick und seiner Systematik in der Ballverteilung, wenngleich sie von einer Vorhersehbarkeit war, die ihn für Gegner leicht lesbar machte.

Insgeheim dürstete er nach Größe. Er wollte es weit bringen. Aber während eines Spiels im Stockholmer Stadion verdrehte er sich an der Eckfahne das Knie, und alles war vorbei.

Er wollte nicht wahrhaben, dass es aus war, also kam er für den Rest der Saison weiterhin zum Training, auf Krücken, nur um die Mannschaft zu unterstützen und zu zeigen, dass es ihm nicht um sich selbst ging. Aber als er in der kommenden Saison wiederhergestellt war und ins Spiel zurückkehrte, hatte er Angst, sich zu verletzen. Ein ängstlicher Spieler ist kein Spieler, also schied er aus.

Um nicht einer von denen zu werden, die nicht wahrhaben wollten, dass es vorbei war, obwohl andere das sehr

wohl sahen und sich Sorgen machten, hörte er abrupt und früher auf, als es nötig gewesen wäre. Er gab sich kampflos geschlagen.

So kam es, dass er die Klarheit des Sports für ein Dasein aufgab, in dem die Menschen ihren Wert auf der Waage von Willkür und Gefühl bestimmten. In diesem Dasein käme er zu kurz, davon war er überzeugt. Selbst in diesem.

Sowohl Mutter Svea als auch ihr Sohn lebten in dem Gefühl, dass der Mensch sich sein Leben verdienen musste. Aber bei wem sollte man es sich verdienen?

Für Svea war die Frage einfach. Hatte man eine Gabe erhalten, stand man in der Schuld des Gebers. Das Leben lief darauf hinaus, die Schuld abzuzahlen, nicht zu klagen, nicht zu murren oder etwas für sich einzufordern.

Ragnar argumentierte, wenn der Geber in Gestalt des Gottesvaters existierte, wäre es seine Aufgabe gewesen, den unbedeutenden Menschen zu sagen, dass sie sich das Leben nicht verdienen mussten. In einer gottlosen Welt hingegen lief das Leben darauf hinaus, nicht zu klagen, nicht zu murren oder etwas für sich einzufordern.

Es war eine Lüge, dachte er, dass die Menschen das Recht hatten, einfach nur da zu sein, herumzusitzen und sich von anderen bedienen zu lassen wie Paschas. Diese Lüge war ein Resultat der Schwäche, weshalb man nie wissen würde, wie das Resultat der Stärke ausgesehen hätte.

Falls seine Fähigkeiten reichen sollten, wollte er Möbeltischler werden. In der Bearbeitung von Pappe und Holz hatte er eine Veranlagung gezeigt, die über das Normale hinausging, und als die Fünfzigerjahre gerade begonnen hatten und Ragnar achtzehn war, wurde er Geselle beim Handwerksmeister Erik Sköld. Das Gesellenstück war ein Mahagoni-Schrank, dem Design der Fünfzigerjahre entsprechend mit strengen Linien und dünnen Intarsien-einlagen, an den Kanten abgerundet, um das Bedürfnis des Auges nach Weichheit in der Strenge zu befriedigen.

Sein Schrank war großartig, das konnten alle sehen. Die Schubladen waren so gut gemacht, dass man nur eine Seite zu berühren brauchte, um sie hineinzuschieben. Die Schubladen sollten gleiten, hatte ihm der Meister eingeschärft, wenn sie schief hingen oder stecken blieben, waren sie falsch konstruiert. Ragnas Schubladen glitten wie geschmiert.

Einmal hörte er zufällig, wie der Meister mit einem nachlässigen Gesellen sprach und ihn ermahnte, sich ein Beispiel an Ragnar Johanssons Disziplin zu nehmen, auch wenn er an dessen Gefühl für Material und Form nie heranreichen würde. Dass das Lob nicht für seine Ohren bestimmt war, machte es noch wertvoller. Wochenlang schwoll ihm vom Wort des Meisters die Brust.